

RICHARD SAAGE

## Morus' »Utopia« und die Macht.

Zu Hermann Onckens und Gerhard Ritters  
Utopia-Interpretationen

I.

Es kann nicht verwundern, dass ein Text vom Rang der »Utopia« des Thomas Morus eine Rezeptionsgeschichte hervorgerufen hat, deren detaillierte Darstellung ganze Bücher füllen würde. Doch schon dann, wenn man einige Zäsuren der Auseinandersetzung mit Morus' berühmter Schrift *Revue* passieren lässt, fällt auf, dass in seinem Szenario eines besten Staates der ganze Bereich der Außenpolitik und der internationalen Beziehungen, in Verbindung mit dem Machtproblem, eher unterbelichtet ist. So hat der komplexe und zudem durch das Stilmittel der Ironie noch zusätzlich gebrochene Text zwar Ansatzpunkte für sehr unterschiedliche Interpretationen geboten, wie die kommentierte Bibliographie von Thomas Nipperdey<sup>1</sup> sowie die informative Überblicksdarstellung von Jenny Kreyszig<sup>2</sup> zeigen. Karl Kautsky<sup>3</sup> nahm den von den Utopiern praktizierten Kommunismus zum Anlass, Morus' Werk als einen gewichtigen Vorläufer des modernen Sozialismus zu vereinnahmen. Ähnlich argumentierte Ernst Bloch. Literaturwissenschaftler wie Alfred Doren<sup>4</sup>, Friedrich Brie<sup>5</sup> und Clive Staples Lewis<sup>6</sup> entwickelten die These, das ideale Gemeinwesen »Utopia« sei gar nicht ernst gemeint. Vielmehr stelle es nichts weiter als eine ironische intellektuelle Spielerei dar. Und ein katholischer Autor wie Edward Surtz, S. J.<sup>7</sup>, glaubte schließlich, in »Utopia« das humanistische Manifest für eine umfassende Reformation des Katholizismus am Vorabend der großen, von Luther ausgelösten protestantischen Revolte entdecken zu können. Diese standpunktbezogenen Interpretationen haben einen gegenläufigen Forschungstrend hervorgerufen, der »Utopia« fest in den historischen Kontext der noch angeblich stark vom Mittelalter geprägten Biographie Morus' und ihrer späteren Entwicklung nach 1516 einbindet. Beispiele im deutschsprachigen Bereich sind Ferdinand Seibts<sup>8</sup> und Gerhard Oexles<sup>9</sup> Utopia-Interpretationen. Aber auch diese »Schule« ist nicht unkritisiert geblieben: Bei aller Akzeptanz der antiken und christlich-mittelalterlichen Quellen haben Forscher wie Thomas Nipperdey<sup>10</sup>, Norbert Elias<sup>11</sup>, Krishan Kumar<sup>12</sup> und Richard Saage<sup>13</sup> auf das spezifisch »moderne Profil« der »Utopia« hingewiesen.

Um so verdienstvoller ist es, dass Hermann Oncken<sup>14</sup> und Gerhard Ritter<sup>15</sup> den Versuch unternommen haben, das Machtproblem bei Morus im Zusammenhang mit der Außen- und Militärpolitik der Utopier zu untersuchen. Oncken sieht in seiner 1922 publizierten Schrift »Die Utopia des Thomas Morus und das Machtproblem in

Richard Saage – Jg. 1941, Prof. Dr.; seit 1992 Inhaber des Lehrstuhls »Politische Theorie und Ideengeschichte« am Institut für Politikwissenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Studium der Politikwissenschaft, Geschichte, Philosophie und Soziologie. Unter anderem Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter »Utopieforschung – Eine Bilanz« sowie »Vermessungen des Nirgendwo – Begriffe, Wirkungsgeschichte und Lernprozesse der neuzeitlichen Utopien«. Zuletzt in UTOPIE kreativ: Wie zukunftsfähig ist der klassische Utopiebegriff? Heft 165/166 (Juli August 2004)

1 Vgl. Thomas Nipperdey: Die Utopia des Thomas Morus und der Beginn der Neuzeit, in: Ders.: Reformation, Revolution, Utopie, Göttingen 1975, S. 119-146.

2 Vgl. Jenny Kreyszig: Die Utopia des Thomas Morus. Studien zur Rezeptionsgeschichte und zum Bedeutungskontext, Frankfurt am Main u. a. 1988.

3 Vgl. Karl Kautsky: Thomas More und seine Utopie. Mit einer historischen Einleitung, Berlin 1947.

4 Vgl. Alfred Doren: Wunschräume und Wunschzeiten, in: Vorträge der Bibliothek Warburg 1924/25, Berlin 1927, S. 158-205.

5 Vgl. Friedrich Brie: Thomas Morus der Heitere, in: Englische Studien, Bd. 71 (1936/37), S. 46-50.

6 Vgl. Clive Staples Lewis: English Literature in Sixteenth Century Excluding Drama, Oxford 1959.

7 Vgl. Edward Surtz, S. J.: The Praise of Pleasure. Philosophy, Education and Communism in More's Utopia, Cambridge 1957.

8 Vgl. Ferdinand Sebitt: Modelle totaler Sozialplanung, Düsseldorf 1972.

9 Vgl. Oexle, Otto Gerhard: Wunschräume und Wunschzeiten. Entstehung und Funktionen des utopischen Denkens im Mittelalter, Früher Neuzeit und Moderne, in: Jörg Calließ (Hg.), Die Wahrheit des Nirgendwo. Zur Geschichte und Zukunft des utopischen Denkens, Rehberg-Loccum 1994, S. 33-83.

10 Vgl. Thomas Nipperdey, a. a. O.

der Staatslehre« dessen ideales Gemeinwesen durch eine charakteristische Strukturambivalenz gekennzeichnet: Einerseits hebe Morus den ahistorischen Charakter Utopias hervor, gegründet auf einem radikalen Traditionsbruch mit dem System der internationalen Beziehungen Europas. »Indem Morus den isolierten Staat (...) aus planmäßiger Neugründung auf kolonialem Neuland entstanden sein läßt, löst er ihn auch aus den historischen Zusammenhängen der europäischen Staatengesellschaft heraus: er hat keine ›verfallenen Schlösser und keine Basalte«, er ist traditionsfrei. Mit dieser doppelten Voraussetzung erst ist die Bahn für die Abschaffung des Privateigentums und die Einführung des Kommunismus in Produktion, Konsumtion und Lebensgemeinschaft frei gemacht; sie wird dadurch erleichtert, dass Morus sich, wie auch andere kommunistische Theoretiker und Praktiker, mit einer wesentlich agrarischen Wirtschaftsform und dementsprechend mit einer primitiven Gesellschaftskultur begnügt. Alle diese Voraussetzungen gehören dazu, um jene Rationalisierung des Lebens im Idealstaat zu ermöglichen, wie sie dem philosophischen Geiste gemäß sind.«<sup>16</sup> Andererseits jedoch werde die sorgfältig abgelöste Außenwelt in Utopia wieder eingeführt. Nicht nur macht Hythlodeus, das alter ego Morus', die Utopier mit der Antike und dem Christentum bekannt. Noch wichtiger erscheint, dass sie auch mit fremden »autonomen Sphären der Macht (...) in Berührung treten und nach den Gesetzen der Macht von ihnen bewältigt werden. Damit beginnt das Problem, das uns beschäftigt, Leben zu gewinnen.«<sup>17</sup>

Es ist nun für die Argumentationsstrategie Onckens entscheidend, dass er dem innenpolitischen (kommunistischen) Wohlfahrtsstaat Utopias einen außenpolitischen Machtstaat konfrontiert, der keineswegs auf Frieden, sondern auf Krieg und Imperialismus eingestellt ist. Noch mehr: In seiner Außenpolitik enthüllt sich Oncken zufolge Utopia als eine Antizipation der historischen Potenzen des real existierenden Inselstaates England, des Heimatlandes Thomas Morus'. Gut zwanzig Jahre später hat Gerhard Ritter, dem wir eine der besten deutschen Übersetzungen der »Utopia« zu verdanken haben, in seinem 1940 erschienenen Buch »Machtstaat und Utopie«<sup>18</sup> an diese Interpretation angeknüpft und sie weiter entwickelt. In der sechsten Auflage, die er 1948 unter dem Titel »Die Dämonie der Macht« publizierte, attestiert er Oncken den für die Morus-Forschung innovativen Versuch, »zwar nicht die Kernstücke der Schilderung Utopiens, wohl aber den ersten einführenden Hauptteil des Ganzen und gewisse (nach seiner Vermutung später entstandene) Partien des zweiten als ›Programmschrift eines Mannes' zu deuten, der ›jeden Tag englischer Minister werden kann«. Die (auch schon von Früheren bemerkten) nationalenglischen Züge des ›Staatsromans«, rückten dadurch in eine ganz neuartige, scharfe Beleuchtung.«<sup>19</sup> Zwar habe Morus gegenüber Raphael Hythlodeus, dem Parteigänger der Utopier, den politischen Opportunismus verteidigt. Doch wenn sich auch letzterer kraft seiner offensiven Rhetorik durchzusetzen scheine, sehe »hier Hermann Oncken den entscheidenden Ansatzpunkt für das Verständnis der ›Utopia: sie ist (nach ihm) nicht als ›philosophia scholastica«, als radikale Ideologie zu verstehen, sondern – in überarbeiteter Gestalt – als ›praktisch-politischer Traktat« eines

Realpolitikers, der den Schauplatz seines Auftretens kennt und sich darauf einzurichten weiß. Und sicherlich: nimmt man die Einwendungen des fingierten Morus zusammen mit den Bemühungen des wirklichen, seiner ›Utopia‹ eine günstige Aufnahme bei praktischen Staatsmännern und insbesondere beim Kanzler Wolsey zu sichern, so entsteht der Eindruck, daß jene opportunistisch klingenden Wendungen für unseren Humanisten mehr bedeutet haben müssen als ein bloßes literarisches Kunstmittel zur ›Retardierung‹ und Steigerung des Dialogs.<sup>20</sup>

Für das Verständnis der »Utopia« ist von allergrößter Wichtigkeit, auf zwei Fragen einzugehen, die eine durchaus gegensätzliche Stoßrichtung aufweisen. Das erste Problem besteht darin, ob sich durch »Utopia« tatsächlich ein Bruch zwischen einem nach innen gerichteten Wohlfahrtsstaat und einem nach außen aggressiv auftretenden »Machtstaat« vorliegt, der letztendlich die »Utopia« zu der programmatischen Denkschrift eines im »Wartestand« befindlichen Politikers verwandelt habe. Die zweite Frage fordert die Klärung der These, dass relevante Teile der politischen Struktur »Utopias« als Abbild des englischen Herkunftslandes zu deuten sind. Meine Gegenthese insistiert dagegen auf der Einheit des Morusschen Konstrukts: Es gibt keinen Auseinanderfall zwischen friedlicher Innen- und aggressiver Außenpolitik, weil die Gegenüberstellung von Friedens- und Machtstaat am Beispiel Utopias ihren Gegenstand nicht angemessen abbildet. Und mit der Einheit Utopias entfällt auch die Ineinsetzung der Abhängigkeit ihrer internen Struktur und ihrer Reaktion auf die äußeren Fehlentwicklungen von der englischen Herkunftsgesellschaft: Was im ersten Fall der Grundlage entbehrt, ist im zweiten durchaus der Fall. Da der Übersetzer »Utopias«, Gerhard Ritter, Onckens holzschnittartiges Paradigma aufgrund seiner überragenden Textkenntnis kompetent elaboriert, werden wir uns im Folgenden vorwiegend auf seine Ausführungen beziehen.

## II.

Gerhard Ritter entfaltet Onckens Machtstaatsthese vor allem auf drei Ebenen des Umganges Utopias mit seinen Nachbarn im Spannungsfeld der internationalen Beziehungen: 1. Der strukturelle wirtschaftliche Imperialismus der Utopier. 2. Die Gründung von Kolonien außerhalb des engeren Herrschaftsbereichs Utopias. 3. Die utopische Kriegspolitik.

Trotz knapper materieller Ressourcen gelingt es den Utopiern, nach Morus durch die Effizienz ihrer kollektiven Arbeitsorganisation, die Nutzung technischer Erfindungen und ein striktes Luxusverbot, nicht nur die eigene Bevölkerung unter den Bedingungen einer täglichen Beschäftigung von sechs Stunden hinreichend zu ernähren. Darüber hinaus produzieren sie für den Außenhandel beträchtliche Überschüsse. Aus dieser wirtschaftlichen Überlegenheit resultiert nach Ritter der strukturelle wirtschaftliche Imperialismus der Utopier. »Wenn das ganze Ausland ringsum an die Utopier verschuldet ist und diese Verschuldung ununterbrochen wächst – welche Garantie haben dann diese zinspflichtigen Völker, daß man in Amaurotum, der Inselhauptstadt, diese ihre Zwangslage niemals ausnutzen, mäßige Verkaufspreise innehalten, die (an sich schon un-

11 Vgl. Norbert Elias: Thomas Morus' Staatskritik, in: Utopieforschung. Hg. v. Wilhelm Vosskamp, Bd. 2, Frankfurt am Main, S. 101-150.

12 Vgl. Krishan Kumar: Utopia and Anti-Utopia in Modern Times, Oxford and New York 1987, pp. 1-32.

13 Vgl. Richard Saage: Utopische Profile: Renaissance und Reformation, Münster/Hamburg/Berlin/London 2001, S. 7-67.

14 Vgl. Hermann Oncken: Die Utopia des Thomas Morus und das Machtproblem in der Staatslehre, in: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jg. 1922, 2. Abhandlung, Heidelberg 1922.

15 Vgl. Gerhard Ritter: Die Dämonie der Macht: Betrachtungen über Geschichte und Wesen des Machtproblems im politischen Denken der Neuzeit, 6. Auflage, Stuttgart 1948.

16 Oncken, a. a. O., S. 12 f.

17 Ebenda.

18 Vgl. Gerhard Ritter: Machtstaat und Utopie. Vom Streit um die Dämonie der Macht seit Machiavelli und Morus. München und Berlin 1940.

19 Ritter 1948, a. a. O., S. 59. Auf diese Edition beziehe ich mich im Folgenden, weil sie offenbar die »Summe« der Auseinandersetzung Ritters mit Morus' »Utopia« darstellt.

20 Ebenda, S. 66.

21 Ebenda, S. 78.

wahrscheinlich humane) Versenkung von Exportwaren an Arme fortsetzen wird (ganz abgesehen davon, daß keine selbstbewußte Nation sich gern etwas schenken lässt)? Offenbar müssen sie utopische Waren kaufen – denn warum sollten sie sich sonst freiwillig verschulden? Sie sind also hilflos der Übermacht der Utopier ausgeliefert.«<sup>21</sup> Diese Interpretation scheint auf den ersten Blick plausibel zu sein. Doch man kommt in der Auseinandersetzung mit diesem Imperialismusvorwurf nicht weiter, wenn man Morus' fiktionale Schilderung Utopias einfach auf die Motivationslage der Europäer im 16. Jahrhundert herunterbricht und nicht beachtet, dass die Utopier als »neue Menschen« konzipiert wurden, die sich doch gerade von der Raubgier und Gewinnsucht der Europäer unterscheiden wollen.

22 Ebenda, S. 78 f.

Erst wenn man sich über dieses Selbstverständnis hinwegsetzt, kann man mit Ritter die Frage stellen, warum denn die Utopier überhaupt Export betreiben, »wenn nicht entweder aus wirtschaftlicher Not, oder aber (gewollt oder ungewollt) zum Erwerb finanzieller und damit politischer Macht? Und ist das keine Machtpolitik, wenn man nicht um der eigenen Sicherheit willen die Machthaber fremder Völker mit Gold erkaufte, zum Verrat an der eigenen Nation treibt oder untereinander entzweit?«<sup>22</sup> Demgegenüber kommt es aber darauf an, sich an die Handlungslogik nicht der Europäer, sondern der in einem fiktionalen Raum agierenden Utopier zu halten. Ritter erkennt, dass auch die Utopier Nutzenmaximierer im Sinne ihrer Selbsterhaltung sind. Nur verwirklichen sie das Utilitätsprinzip nicht – wie der Vertreter des modernen Naturrechts – individuell, sondern kollektiv. Die kollektive Selbsterhaltung gebietet es aber, sich dadurch Verbündete zu schaffen, dass man einen Teil des in Utopia erwirtschafteten materiellen Überflusses ans Ausland abfließen lässt: eine Maßnahme, die der altruistischen Motivation der Utopier, geprägt durch ihre interne Solidargemeinschaft, ohne Einschränkung entspricht. Es handelt sich um Bedingungen, von denen die Nehmerländer zur Zeit des Thomas Morus im internationalen Handelsverkehr nur träumen konnten: »Ein Siebentel des Exports«, schreibt Ritter zu Recht, »schenkt Utopia den Armen des Käuferlandes, den Rest verkauft man zu mäßigem Preis, legt den Erlös teilweise in Einfuhrwaren an, führt das Nötigste dem eigenen Staatsschatz in Barmitteln (also in Gold und Silber) zu, läßt aber das meiste auf Kredit im Ausland stehen, und zwar in Form von Anleihen an ausländische Städte, für deren Verzinsung jeweils die betreffende Stadt zu sorgen hat. Die Zinsen schließlich fordern die Utopier nur in Ausnahmefällen ein: nämlich nur dann, wenn sie Geld für Darlehen an andere Völker brauchen oder im Kriegsfall, um damit ausländische Söldner zu bezahlen oder um ihre Feinde mit viel Geld zu erkaufen oder gegeneinander zu hetzen, sei es durch Verrat oder durch Entzweiung.«<sup>23</sup>

23 Ebenda, S. 77 f.

Der Außenhandel der Utopier leitet über zu ihrer Kolonialisierungspolitik. Utopia ist der Gefahr der Überbevölkerung ausgesetzt. »Wächst (...) einmal die Kopffzahl einer ganzen Stadt über Gebühr an, so gleicht man den Menschenmangel anderer Städte des Reiches damit aus. Sollte aber die Menschenmasse des ganzen Inselreiches mehr als billig anschwellen, dann werden die Bürger aus jeder Stadt aufgeboten, die auf dem nächstgelegenen Festland überall da, wo die

Eingeborenen Überfluß an Ackerland haben und die Bodenkultur brachliegt, eine Kolonie gründen, die ihren heimischen Gesetzen entspricht« (U 90).<sup>24</sup> Ritter nimmt in Anlehnung an Onckens nicht belegte Hypothese, der zufolge Morus bei der Abfassung seines Werkes die Eroberung und Besiedlung Irlands durch die Engländer vor Augen hatte, diese Textstelle zum Anlass, Utopia an den »Anfang einer langen Kette von Staatsschriften« zu setzen, »in denen der moderne englische Imperialismus, wie er in Jahrhunderten langsam erwuchs, seine theoretische Rechtfertigung fand«.<sup>25</sup> Aber auch diese Herunterstufung Utopias auf das Niveau europäischer bzw. britischer Kolonialpolitik ist nicht plausibel. Utopia folgte Platons Verdikt eines expansiven Staates. Sowohl Platon als auch Morus mussten auf einer bestimmten Grenze des Bevölkerungswachstums insistieren, weil sich ihre idealen Staaten auf agrarischer und handwerklicher Basis zu reproduzieren hatten, welche – trotz aller Sympathie der Utopier für den wissenschaftlich-technischen Fortschritt – die Produktivität der Arbeit nur sehr langsam erhöhte. Da für Morus – im Unterschied zu Platon – aus moralischen Gründen die systematische Kindestötung nicht in Frage kam, entspricht es durchaus der Logik Utopias, Kolonien zu gründen. Ebenso klar ist aber, dass die koloniale Expansion keine Eigendynamik annehmen kann, weil sie an die Erfordernisse einer stationären Agrargesellschaft gebunden bleibt. Falls nämlich, so Morus, »einmal irgendein Unglücksfall einige von ihren Städten so stark entvölkern sollte, daß der Verlust aus anderen Gegenden des Inselreiches nicht ausgeglichen werden kann, ohne die gesetzliche Volkszahl der einzelnen Städte zu vermindern (was seit Menschengedenken nur zweimal im Gefolge von heftig wütenden Seuchen vorgekommen sein soll), so wird durch Rückwanderung aus den Kolonien für Ergänzung gesorgt. Sie lassen nämlich lieber die Kolonie zugrunde gehen als irgendeine von den Städten des Inselreiches Schaden nehmen« (U 90).

Im übrigen charakterisiert ihre Kolonialpolitik, was bereits über ihren Außenhandel festgestellt wurde: Da die Utopier sich von einem selbstläufigen kapitalistischen Bereicherungsstreben distanzieren, ist die Differenz zum zeitgenössischen Kolonialismus im allgemeinen oder gar zur nationalsozialistischen Eroberungspolitik im besonderen unübersehbar. 1. Sie gründen Kolonien nur dort, wo »die Eingeborenen Überfluß an Ackerland haben und die Bodenkultur brachliegt« (U 90). 2. Sie bieten den Eingeborenen gleichberechtigte Kooperation an, »wenn sie mit ihnen in Gemeinschaft leben wollen. Mit denen, die wollen, verbinden sie sich zu gleicher Lebensweise und gleichen Sitten und verschmelzen dann leicht mit ihnen, und das dient zu beider Völker Bestem: erreichen sie doch dank ihrer Einrichtungen, daß dieselbe Bodenfläche für beide reichlich Raum bietet, die vorher dem einen knapp und unzureichend erschien« (U 90). Andererseits ist es ihrer Option für die kollektive Nutzenmaximierung bei der Verwertung der natürlichen Ressourcen geschuldet, dass sie gegen die widerstrebenden Staaten Krieg führen. »Denn sie halten es für einen sehr gerechten Grund zum Krieg, wenn irgendein Volk ein Stück Boden selber nicht nutzt, sondern gleichsam zwecklos und leer besetzt hält, sich aber doch weigert, die Nutzung und den Besitz anderen zu überlassen, die nach dem Willen der Natur von dort ihre Nahrung ziehen sollten« (U 90).

24 Im Folgenden wird zitiert nach Thomas Morus: Utopia. Ins Deutsche übersetzt von Gerhard Ritter, Frankfurt am Main, Olten und Wien 1986. Die Übersetzung Gerhard Ritters wurde verglichen mit Thomas More: *The Best State of a Commonwealth and the New Island of Utopia etc.*, in: *The Complete Works of St. Thomas More*. Volume 4. Edited by Edward Surtz, S.J. and J.H. Hexter, New Haven and London 1965. Das in runden Klammern gesetzte »U« steht für Utopia, die nachfolgenden arabischen Ziffern geben die Seitenzahl der o.a. Edition an.

25 Ritter 1948, a. a. O., S. 79.

Die Einsetzung militärischer Mittel gegen Völker, welche sich nicht dem Primat der kollektiven Nutzenmaximierung beugen, zeigt, dass die Utopier keine Pazifisten sind; sie führen Kriege zur Verteidigung ihres Landes und ihrer Freunde sowie zum Sturz von Tyrannen eines unterdrückten Volks. Auch kennen sie Handelskriege im Interesse ihrer Verbündeten und die schon erwähnten Militäreinsätze in ihren Kolonien. Aber die Utopier sind zugleich weit von der nationalsozialistischen Doktrin entfernt, im Krieg der Rassen und der Völker das »Gesetz der Geschichte« zu sehen. »Den Krieg verabscheuen die Utopier aufs höchste als etwas ganz Bestialisches, womit sich jedoch keine Art wilder Bestien so beständig beschäftigt wie der Mensch. Entgegen der Sitte beinahe aller Völker, halten sie nichts für so unrühmlich, als im Krieg Ruhm zu suchen. Zwar betreiben sie ständig ihre militärische Ausbildung, und zwar nicht nur der Männer, sondern auch der Frauen, an hierfür festgesetzten Tagen, um nicht im Bedarfsfall untüchtig zu sein zum Kriege« (U 140). Morus betont ausdrücklich, dass die Utopier »nicht leichten Herzens einen Krieg an(fangen)« (U 140), sondern nur dann, wenn sie oder ihre Freunde angegriffen werden. Dann allerdings führen sie ihn auf hohem Waffeniveau mit aller Härte bis zur Vernichtung ihrer Feinde. »Nur einen Zweck verfolgen sie im Kriege: das Ziel zu erreichen, das ihnen schon früher hätte zufallen müssen, um den Krieg überhaupt überflüssig machen zu müssen; oder wenn das der Natur der Sache nach nicht möglich ist, nehmen sie so strenge Rache an denen, die sie für das Vergehen verantwortlich machen, daß der Schrecken sie einschüchtern muß, künftig dasselbe noch einmal zu wagen« (U 145).

Wieder ist das kollektive Nutzmaximierungsprinzip für die utopische Kriegspolitik handlungsrelevant: Jenseits des Ehrbegriffs feudaler Dynastien setzen die Utopier – der Sitte der Zeit gemäß – gekaufte Söldner ein, bevor sie eigene Landsleute der Gefahr des militärischen Kampfes aussetzen. Trotz all dieser Einschränkungen schreibt jedoch Ritter: »Kann man zweifeln, daß auch hier wieder dem imperialistischen Machtdrang des utopischen Inselvolkes – bewußt oder unbewußt – Tür und Tor geöffnet wird?«<sup>26</sup> Erneut unterstellt Ritter dem Verfasser der »Utopia«, er verlasse die aus dem fiktiven Gemeinwesen Utopia folgende Logik zugunsten realpolitischer Machtpolitik. Aber auch in diesem Fall bleibt Morus den Prämissen Utopias treu, ob man sie nun sympathisch findet oder nicht. Utopia benötigt zu seiner Reproduktion keine Kriege: Es ruht in sich selber und hat seine Selbstgenügsamkeit nur gegen äußere Intervention zu verteidigen. Der Realismus, sich diesem Problem zu stellen, ist nicht nur ein Charakteristikum der utopischen Außenpolitik: Er ist auch für die inneren Verhältnisse federführend, von der Wirtschaft über das politische System bis hin zum Erziehungswesen. Utopia ist bei Morus kein idyllischer Mythos eines goldenen Zeitalters, sondern eine durchkalkulierte, den internen und externen Restriktionen Rechnung tragende, wenn auch fiktive Alternative zu den ebenso klar aufgezeigten Fehlentwicklungen der eigenen Herkunftsgesellschaft. Dies trifft im besonderen Maße für die Außen- und Militärpolitik Utopias zu. Prinzipiell defensiv und daher weder mit dem britischen Kolonialismus noch mit der faschistischen Eroberungspolitik des 20. Jahrhunderts zu verwechseln, reagiert sie nur realistisch

26 Ebenda, S. 85.

auf die sich im 16. Jahrhundert in der Neuen Welt klar abzeichnende Fehlentwicklung: eine europäische Kolonialpolitik, die vor dem Genozid an der autochthonen Bevölkerung, wie ihn die Konquistadoren in Südamerika praktizierten, nicht zurückschreckt. Deren Opfer aber könnte in der Sicht Morus' jederzeit auch Utopia als Teil der »Neuen Welt« werden. Deshalb liegt es im Interesse ihrer Selbsterhaltung, den Krieg zwar zu stigmatisieren, aber ihm zugleich mit Mitteln gewachsen zu sein, die den realen Herausforderungen entsprechen.

Morus' Utopia, so lässt sich zusammenfassend sagen, ist weder ein Machtstaat im kontinentaleuropäischen Sinne noch ein Friedensstaat im Sinne eines anarchistischen »goldenen Zeitalters«. Es handelt sich vielmehr um eine archaische Konstruktion, welche ihren Realitätsgehalt dadurch gewinnt, dass sie innen- und außenpolitische Strukturen entwickelt, welche die Fehlentwicklung der Herkunftsgesellschaft ihres Autors vermeidet. So gesehen, wird auch in »Utopia« Realpolitik betrieben, freilich als Alternative zu der in Europa praktizierten.

### III.

Dass der utopische Umgang mit militärischer Macht nichts mit dem Faschismus zu tun hat, muss auch Ritter zugeben. Morus, so schreibt er, habe ganz und gar nicht »an Wertunterschiede der Rassen, sondern ausschließlich an solche der Bildungshöhe und moralischen Vollkommenheit«<sup>27</sup> gedacht. Aber Ritter irrt, wenn er die These vertritt, Morus setze Utopia mit England gleich: Utopia ist ein ahistorisches Konstrukt mit universalistischem Anspruch. Selbst geographisch in einem »Niemandland« oder »Nicht-Ort« angesiedelt und mit natürlichen Ressourcen eher knapp ausgestattet, ist es seinem Anspruch nach für jeden Teil der Weltbevölkerung als regulatives Prinzip relevant. Daher ist die fatale Gleichsetzung »der europäischen Kulturnationen mit den Nachbarvölkern der Utopier«, die Ritter vornimmt, ideologisch motiviert. Angeblich empfinden es aus diesem Grund die europäischen Nachbarn Englands als Überheblichkeit, »wenn die Utopier das barbarische Wesen ihrer Nachbarn verachten und sich weigern, sie als ebenbürtig zu behandeln«.<sup>28</sup> Einer der besten Übersetzer der Utopia ins Deutsche wie Gerhard Ritter sollte wissen, dass Morus für die Kolonien – zumindest in der Regel – eher eine gleichberechtigte Integration vorsieht, die er unter nutzenmaximierenden Aspekten rechtfertigt (vgl. U 90). Reicht aber dieses Argument zur Widerlegung der These aus, dass Morus mit Utopia tatsächlich eine »veredelte« Version Englands im Auge gehabt hat? Damit ist übergeleitet zu der zweiten Ausgangsfrage, ob er mit »Utopia« Teilaspekte seiner Herkunftsgesellschaft identifizierte.

Gewiss darf man Morus nicht unterstellen, er habe sich durch einen harten radikalen Schnitt von der englischen Gesellschaft seiner Zeit lösen können. Aber man muss von der Annahme ausgehen, dass sich die gemeinsame Schnittmenge seines Textes mit ihr genau auf jene sozialen und politischen Fehlentwicklungen beschränkt, welchen Utopia als die bessere Alternative gegenübertritt. Tatsächlich steht im Zentrum der Zeitdiagnose Morus' die so genannte Einheitsbewegung, die seit dem 15. Jahrhundert in England die Kapi-

27 Ebenda, S. 87.

28 Ebenda.

alisierung der Landwirtschaft einleitete. Bekanntlich ging zu diesem Zeitpunkt der kleine und mittlere Landadel, die Gentry dazu über, die Allmende einzuzäunen, um riesige Weiden für Schafe anzulegen, die ihrerseits den wertvollen Rohstoff Wolle für die im Verlagssystem hergestellten Textilien lieferten. Diese Stoffe wurden dann auf den regionalen und überregionalen europäischen Märkten mit hohem Gewinn verkauft. »Eure Schafe!«, heißt es bei Morus. »Eigentlich gelten sie als recht zahm und genügsam; jetzt aber haben sie, wie man hört, auf einmal angefangen, so gefräßig und wild zu werden, daß sie sogar Menschen fressen, Länder, Häuser, Städte verwüsten und entvölkern. (...) Damit also ein einziger Prasser, unersättlich und wie ein wahrer Fluch seines Landes, ein paar tausend Morgen zusammenhängendes Ackerland mit einem einzigen Zaun umgeben kann, werden Pächter von Haus und Hof vertrieben: durch listige Ränke oder gewaltsame Unterdrückung macht man sie wehrlos und bringt sie durch ermüdende Plackereien zum Verkauf« (U 35 f). Durch Monopolbildungen gelangen zudem Schafe und Rinder in die Hand weniger Reicher, die ihrerseits ihre Marktmacht missbrauchen, um die Preise nach Belieben hochzutreiben (vgl. U 36 f). Zwar ist Hythlodeus' Kritik an der Kriegspolitik des Frühabsolutismus und seine katastrophalen gesellschaftlichen Folgen auf Frankreich gemünzt (vgl. U 32 f). Doch erscheint sie durchaus übertragbar auch auf die englischen Verhältnisse unter Heinrich VIII.

Freilich enden mit der Analyse und Kritik der sozio-politischen Fehlentwicklungen der englischen Herkunftsgesellschaft auch die Gemeinsamkeiten mit Morus' Text. Wenn er sich auf die fiktive Alternative, nämlich Utopia selbst, bezieht, hat er andere Vorbilder im Visier. Zwar sind sowohl Utopia als auch England Inselstaaten. Aber es ist davor zu warnen, aus dieser Analogie zu weit reichende Schlüsse zu ziehen. Das Inselmotiv hat vor allem eine innerutopische Funktion: Es soll gerade den Bruch mit der (englischen) Herkunftsgesellschaft symbolisieren: Nur in einem Raum, der sich vollständig von den Traditionen und Institutionen einer auf Privateigentum gegründeten Sozietät wie England gelöst hat, kann Utopia errichtet werden. Deswegen ist für Fremde die Insel von außen nur schwer zu erreichen, während die Utopier aufgrund ihrer genauen Kenntnis der Fahrtrassen leicht zu jedem Punkt der Erde gelangen können. Noch wichtiger aber erscheint, dass die antiken Muster prägend für den Aufbau Utopias gewesen sind. Deren Hauptstadt Amaurotum hat weitaus mehr Ähnlichkeit mit den antiken Idealstädten und ihren Nachfolgern in der Renaissance als mit dem mittelalterlichen London. »Der Idealstadtentwurf, der für alle vierundfünfzig Städte Utopias Gesetz ist, beschreibt Morus exemplarisch anhand der Hauptstadt ›Amaurotum‹, die in der Mitte seiner Insel thronet. Der Grundriß der mit einer hohen und dicken Mauer befestigten Siedlung ist der Idee nach ein Quadrat, das den topographischen Gegebenheiten angepaßt wurde. Die Stadt liegt zwischen einer Hügellandschaft und einem schiffbaren Strom, der sechzig Meilen weiter ins Meer mündet. Mitten durch Amaurotum fließt ein kleiner Fluß, der die Bürger mit Wasser versorgt«.<sup>29</sup> Die städteplanerische Anlage Amaurotums ist meilenweit von der Bedeutungsordnung des mittelalterlichen Stadtprofils entfernt. Als »Modell einer

29 Gerd de Bruyn: Die Diktatur der Philanthropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken, Braunschweig/Wiesbaden 1996, S. 62.



rational durchgeplanten Quadratstadt«<sup>30</sup>, trägt sie eher die damals modernisierende Handschrift eines Alberti, Filarete und Vitruv (vgl. U 76-79).

Ist nicht aber das politische System Utopias als eine Kopie der parlamentarischen Monarchie Englands zu interpretieren, wie dies oft geschehen ist? Sprechen nicht die Institution eines Monarchen im Zusammenhang mit einer Mischverfassung für diese These, die auf einem ausdifferenzierten Repräsentations- und Wahlsystem beruht? Doch in Utopia wird der »Fürst« nach republikanischem Muster auf Lebenszeit gewählt, »falls dem nicht der Verdacht tyrannischer Gelüste entgegensteht« (U 80). Er ist abhängig von einem Senat und einem zentralen Parlament, das einmal im Jahr in Amaurotum zusammentritt (vgl. U 79-83). Der weitgehend selbständigen Herrschaft eines Königs – wie im Frühabsolutismus üblich – ist auf diese Weise der Boden entzogen. Zwar wurde vor langer Zeit Utopia von dem König Utopos gegründet, der auch die gesetzlichen Grundlagen dieses idealen Staates legte. Doch beim Eintreffen Hythlodeus' ist Utopia eine klassische Republik, die als traditionelle Mischverfassung über einen Fürsten (monarchisches Element), einen Senat (aristokratisches Element) und eine Volksversammlung (demokratisches Element) verfügt. Dieses Muster erinnert eher an Polybios' Interpretation der römischen Republik als an den englischen Frühabsolutismus des 16. Jahrhunderts. »Das Fehlen eines Monarchen in Utopia«, schreibt der Biograf Morus', Richard Marius, »ist bestürzend, sobald wir uns darüber im klaren werden, und es ist ein Signal, das uns auf die späteren Beziehungen Morus zum König vorbereitet.«<sup>31</sup> Aber auch das Wahl- und Repräsentationssystem Utopias hat wenig zu tun mit der Tradition des englischen Parlamentarismus. Dessen Profil war vor allem geprägt vom Konflikt zwischen den Abgeordneten des »House of Commons« und dem König. Morus dagegen wertet den sozio-politischen Konflikt nicht – wie zeitgleich Machiavelli<sup>32</sup> – positiv auf, sondern betont dessen destruktive Potenz. Infolgedessen interpretiert er das Parlament in Amaurotum gerade nicht konflikttheoretisch, wie das englische Beispiel es nahe legt. Vielmehr sollen die Institutionen seines Repräsentationssystems den Konflikt gerade im Ansatz vermeiden. Daher kommt seinem Diktum prinzipielle Bedeutung zu: »Außerhalb des Senats oder der Volksversammlungen über öffentliche Angelegenheiten zu beraten, gilt für ein todeswürdiges Verbrechen« (U 80).

Nicht nur die These, Utopia sei eine fiktive Überhöhung von Morus' englischer Herkunftsgesellschaft, sondern auch Onckens Annahme, Teile des berühmten Werkes Morus' seien die programmatische Denkschrift eines aufstrebenden Politikers im »Wartestand« gewesen, entbehrt jeder Plausibilität. Während Utopia eine ausgefeilte gesellschaftliche und außenpolitische Konzeption zugrunde liegt, muss der Ansatz des späteren von Heinrich VIII. ernannten Lordkanzlers Morus eher als administratives Flickwerk angesehen werden, von dem wenig Glanz ausging. Morus profilierte sich in seinem hohen Amt lediglich durch eine rigide Unterdrückung puritanischer Ketzer, wie sein moderner Biograph Richard Marius hervorhebt: »Dass er nicht die Nachfolge des spanischen Inquisitors Torquemada in England antrat, war eine Folge des Streits des Königs mit dem

30 Ebenda, S. 63.

31 Richard Marius: Thomas More. A Biography, London/Melbourne 1985, p. 163.

32 Vgl. Niccolò Machiavelli: Geschichte von Florenz. Unter Zugrundelegung der Übersetzungen von Johannes Ziegler und Franz Nicolaus Baur hg. v. Hanns Floerke, München 1925, S. 6 f.

33 Marius, a. a. O., p. 406.

Papst und nicht das Ergebnis einer barmherzigen Regung, die er in seinem Herzen verspürte«. <sup>33</sup> Ansonsten steuerte Morus während seiner Amtszeit die politischen Ereignisse in England nicht, sondern ließ sich eher von ihnen treiben. Von seinem König entfremdet, der ihn als Aushängeschild und Marionette zugleich benutzte, verfügte er in seiner Ohnmacht zwar über das »Große Siegel«. Doch die Politik am Hofe Heinrichs VIII. gestalteten andere. Morus scheint dieses Desaster geahnt zu haben, als er das Amt des Lordkanzlers nur zögernd akzeptierte.

Dass ein solcher Mann den Ehrgeiz hatte, konzeptionelle Politik in die Praxis umzusetzen, ist sehr unwahrscheinlich. Nicht zufällig bekannte sich Morus im Gespräch mit Hythlodæus zum Primat des Pragmatismus in der Politik, dessen Maxime Anpassung, aber nicht radikale Neugestaltung ist (vgl. U 50, 61).

#### IV.

Wer die vorgebrachten Argumente unvoreingenommen prüft, kommt um den Schluss nicht herum, dass die Utopia-Interpretationen Onckens und Ritters Ausfluss einer geschichtspolitischen Intention sind. Morus' »Utopia« muss erstens dafür herhalten, den englischen Imperialismus auf das zurückzuführen, was er trotz aller angeblich moralischen Verbrämung von Anfang war: machiavellistische Machtpolitik. »Der wieder aktiver werdende liberale Imperialismus«, schrieb Oncken 1922, »den die Haldane, Asquith und Grey ins Leben riefen, nahm mit Nachdruck den werbenden Gedanken der englischen Weltverantwortlichkeit, der Erziehung der Völker zur Freiheit in sein Programm auf. Immer wieder eine Weltmission, die den nationalen Auserwähltheitsgedanken mit idealistischen Menschheitszielen verknüpft, zwar die Macht scheinbar hinter irgendeinem Ethos zurücktreten läßt, aber niemals davor zurückschreckt, eine neue ›Bürde‹ der Verantwortlichkeit auf die eigenen Schultern zu nehmen – um schließlich doch die gewaltigste Welteroberung seit den Zeiten des Römerreiches zu vollenden«. <sup>34</sup> Die Macht, so müssen wir Oncken und Ritter interpretieren, ist unaufhebbar. Ihre ontologische Struktur folgt der Geschichte wie ein unauslöschlicher Schatten. Und zweitens lehrt uns nach Oncken die »Utopia« des Thomas Morus, dass die Verdrängung der Macht zu ihrer Potenzierung führt: Indem der Verfasser der »Utopia« anfänglich deren Wesen leugnete, sich aber dann doch durch die Beziehung Utopias zur staatlichen Umwelt ihr stellen musste, gerät seine Politik gerade wegen ihres moralischen Ausgangspunktes »noch viel machiavellistischer« <sup>35</sup> als die des florentinischen Denkers.

34 Oncken, a. a. O., S. 18 f.

35 Ebenda, S. 18.

Die Konsequenzen, die Oncken 1922 aus diesem ontologischen Lehrstück für Deutschland zieht, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wenn man dem Machtphänomen nicht entrinnen kann, darf sich Deutschland nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg nicht der Illusion hingeben, durch den Eintritt in den Völkerbund im Sinne einer »höheren Gemeinschaft« das Phänomen der Macht destruiert zu haben. Auch die Umwandlung Deutschlands in eine Republik ändere an diesem Sachverhalt nichts. Was Oncken implizit meint, ist klar: Das Deutsche Reich muss sich nach seiner militärischen Niederlage von 1918 neu als Machtstaat etablieren. Mit wel-

chen Resultaten wenige Jahre später dieses Ziel im »Dritten Reich« verwirklicht wurde, ist bekannt: mit der größten Katastrophe der deutschen Geschichte.

#### Quellen und Literaturverzeichnis

##### a) Quellen

- Machiavelli, Niccolo: Geschichte von Florenz. Unter Zugrundelegung der Übersetzungen von Johannes Ziegler und Franz Nicolaus Baur hg. v. Hanns Floerke, München 1925.  
 More, Thomas: The Best State of a Commonwealth and the New Island of Utopia etc., in: The Complete Works of St. Thomas More. Volume 4. Edited by Edward Surtz, S. J. and J. H. Hexter, New Haven and London 1965.  
 Morus, Thomas: Utopia. Ins Deutsche übersetzt von Gerhard Ritter, Frankfurt am Main, Olten und Wien 1986.

##### b) Literatur

- Bloch, Ernst: Freiheit und Ordnung: Abriss der Sozialutopien, New York 1946, S. 62-70.  
 Brie, Friedrich: Thomas Morus der Heitere, in: Englische Studien, Bd. 71 (1936/37), S. 46-50.  
 Bruyn, Gerd de: Die Diktatur der Philanthropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken, Braunschweig/Wiesbaden 1996.  
 Doren, Alfred: Wunschräume und Wunschzeiten, in: Vorträge der Bibliothek Warburg 1924/25, Berlin 1927, S. 158-205.  
 Elias, Norbert: Thomas Morus' Staatskritik, in: Utopieforschung. Hg. v. Wilhelm Vosskamp, Bd. 2, Frankfurt am Main, S. 101-150.  
 Kautsky, Karl: Thomas More und seine Utopie. Mit einer historischen Einleitung, Berlin 1947.  
 Kreyszig, Jenny: Die Utopia des Thomas Morus. Studien zur Rezeptionsgeschichte und zum Bedeutungskontext, Frankfurt am Main u. a. 1988.  
 Kumar, Krishan: Utopia and Anti-Utopia in Modern Times, Oxford and New York 1987, pp. 1-32.  
 Lewis, Clive Staples: English Literature in Sixteenth Century Excluding Drama, Oxford 1959.  
 Marius, Richard: Thomas More. A Biography, London/Melbourne 1985.  
 Nipperdey, Thomas: Die Utopia des Thomas Morus und der Beginn der Neuzeit, in: Ders.: Reformation, Revolution, Utopie, Göttingen 1975, S. 119-146.  
 Oexle, Otto Gerhard: Wunschräume und Wunschzeiten. Entstehung und Funktionen des utopischen Denkens im Mittelalter, Früher Neuzeit und Moderne, in: Jörg Calließ (Hg.), Die Wahrheit des Nirgendwo. Zur Geschichte und Zukunft des utopischen Denkens, Rehberg-Loccum 1994, S. 33-83.  
 Oncken, Hermann: Die Utopia des Thomas Morus und das Machtproblem in der Staatslehre, in: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jg. 1922, 2. Abhandlung, Heidelberg 1922.  
 Ritter, Gerhard: Machtstaat und Utopie. Vom Streit um die Dämonie der Macht seit Machiavelli und Morus, München und Berlin 1940.  
 Ritter, Gerhard: Die Dämonie der Macht: Betrachtungen über Geschichte und Wesen des Machtproblems im politischen Denken der Neuzeit, 6. Auflage, Stuttgart 1948, S. 53-89.  
 Saage, Richard: Utopische Profile: Renaissance und Reformation, Münster/Hamburg/Berlin/London 2001, S. 7-67.  
 Seibt, Ferdinand: Modelle totaler Sozialplanung, Düsseldorf 1972.  
 Surtz, Edward, S.J.: The Praise of Pleasure. Philosophy, Education and Communism in More's Utopia, Cambridge 1957.